

## Campus München: Viele deutsche Wissenschaftler machen im Ausland Karriere – was sie dazu bringen kann, wiederzukommen

### „Enormes Potential unter den Studenten“

**Ralf Koetter** übernimmt zum Oktober den Lehrstuhl für Nachrichtentechnik an der Technischen Universität (TU) München, derzeit forscht er noch an der University of Illinois in Urbana/Champaign.

**SZ:** Fiel Ihnen die Entscheidung schwer, aus den USA zurückzukehren?

**Koetter:** Ja, wir haben lange nachgedacht, als die Berufungskommission an mich herantrat. Seit 16 Jahren lebe ich im Ausland und dachte nicht, dass ich jemals zurückkommen würde. Hinzu kommt: Meine Frau ist aus Irland und spricht Deutsch nicht als Muttersprache. Sie hat selbst eine strahlende Karriere als Professorin an der Bibliothek in Illinois gemacht, bekommt aber hier keine Stelle. Das hat uns großes Kopfzerbrechen gemacht. Außerdem gefällt es mir in den USA, meine Stelle ist gut und die University of Illinois ausgezeichnet.

**SZ:** Was gab dann den Ausschlag?

**Koetter:** Dass ich in Deutschland glaube. Hier gibt es ein enormes Potential unter den Studenten. Viele sind clever, motiviert und voller wissenschaftlicher Neugier. Die wollen gute Arbeit machen. Ich denke, dass diese wissenschaftliche Neugier zu enormen akademischen Leistungen führen kann, wenn man die richtigen beruflichen Voraussetzungen schafft.

**SZ:** Was läuft in Amerika besser?

**Koetter:** Die deutlichsten Unterschiede gibt es wahrscheinlich im akademischen Mittelbau. Als ich damals Assistant Professor wurde, war ich bereits ein vollwertiges Mitglied der Forschergruppe in Illinois. In meinem Fachgebiet allein waren wir sieben Professoren und wir waren alle gleich. Wir verbringen bis heute viel Zeit miteinander und denken über Ideen und Probleme nach. Letztlich geht es nur darum, welche Arbeit man macht und wie gut man sie macht. Die Forschung läuft eher in Gruppen. Titel oder Status zählen hier nicht. Finanziell ist das möglich, weil im Prinzip jeder Professor ein eigener Start-up ist. Die Grundausstattung eines Professors hier ist minimal, aber wenn ich gute Forschungsanträge schreiben, werden die auch genehmigt und relativ gut ausgestattet.

**SZ:** Wird der deutsche Nachwuchs zu sehr gängelt?

**Koetter:** Der deutsche Assistent ist einseitig Student, der an seiner Promotion arbeitet, andererseits ein voller Mitarbeiter. Die Leute machen also einen Teil des Jobs, den ich auch einst als Assistent Professor gemacht habe. Zugleich aber sind sie noch Studenten und damit nicht gleichwertige Mitglieder der Forschergruppe. Im Vergleich dazu haben die PhD-Studenten in den USA viel weniger Pflichten als die Mitarbeiter eines Instituts in Deutschland. Die Institutsarbeit wird auf mehr Professoren verteilt, die aber auch frei sind, ihre eigenen Forschungsinhalte zu bestimmen.

**SZ:** Warum kommen Sie zur TU?

**Koetter:** Der Lehrstuhl, um den es geht, ist in meinem Fachgebiet wahrscheinlich der renommierteste in Deutschland und international bekannt. Ich glaube, dass man hier prima forschen kann und dass das eine Chance ist. Ich bin in dem System groß geworden und es ist vielleicht auch ein Stück Idealismus dabei, nun zurückzukommen. Ich hoffe, hier einen Beitrag leisten zu können. Ich lebe jetzt seit zehn Jahren in den USA und habe vom amerikanischen Optimismus gelernt. Packen wir es einfach an und schauen. In drei, bis vier Jahren werde ich in der Lage sein zu bewerten.

**SZ:** Hätten Sie auch in Deutschland eine solche Karriere gemacht?

**Koetter:** Schwer zu sagen. Die Chance, nach meinem Postdoc als Assistant Professor als gleichberechtigtes Mitglied einer Forschergruppe anzufangen, das wäre wohl in Deutschland nicht möglich gewesen wäre. Ich glaube übrigens auch nicht, dass die Juniorprofessur funktionieren kann ohne ein Tenure-Track-System, ohne die Perspektive also, bei positiver Begutachtung übernommen zu werden. Ein Assistant Professor ohne echtes Tenure-Track wäre auch in den USA Karriere-Selbstmord. Ich kenne viele junge Forscher aus Deutschland, und ich glaube nicht, dass man die mit der Juniorprofessur zurückholen kann.

Interview: Christine Burtscheidt

### „In den USA wird es einem leicht gemacht zu bleiben“



Plasmaforscher Jochen Schein. Foto: Sdzigital. Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München. Jegliche Veröffentlichung exklusiv über www.diz-muenchen.de

## Akademische Migrationsbewegungen

### Sechs Rückkehrer ziehen Bilanz: Wie attraktiv sind die hiesigen Universitäten im internationalen Vergleich?

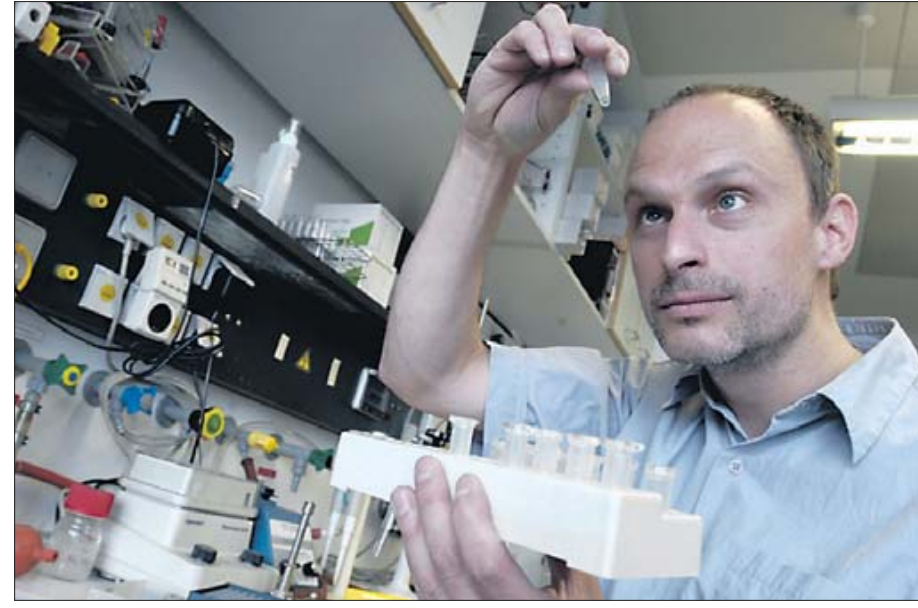
Es ist eines der Lieblingsthemen deutscher Forschungspolitik und nicht zuletzt Anlass für die allfällige Elite-Diskussion an bundesdeutschen Universitäten: der viel beschworene Brain Drain. Die besten Jungakademiker, so lautet die Klage seit mehr als einem Dutzend Jahren, wanderten hauptsächlich in die USA ab, weil dort die Bedingungen für Forschung und Lehre deutlich besser seien als an den überlasteten und finanziell kurz gehaltenen deutschen Hochschulen. Kaum einer der Nachwuchswissenschaftler aber komme zurück – ein stetiger intellektueller Aderlass. Nun aber werben Universitäten hierzulande mit ihren Bemühungen um eine Trendumkehr und sehen erste Erfolge als besonders stichhaltiges Indiz für Qualität und internationale Konkurrenzfähigkeit der Hochschulen. Wie also steht es an den Münchner Universitäten?

TU-Präsident Wolfgang Herrmann spricht von den guten Ergebnissen einer „Brain-Gain-Offensive“, die seine Hochschule vor zwei Jahren gestartet habe. In jüngster Zeit sei es in der Tat gelungen, eine ganze Reihe von ausgezeichneten Wissenschaftlern zurückzuholen – selbst von angelsächsischen Eliteschmieden wie Cambridge, Harvard oder der Johns Hopkins University in Baltimore. Laut TU sind es knapp ein Dutzend seit 2005, etwa 15 Prozent aller erfolgreichen Rufe. Mit Geld aus „hochschulinterner Disposition“ und Beiträgen aus dem Fundraising, sagt Herrmann, habe man die materiellen Voraussetzungen für diesen Erfolg im internationalen Wettbewerb schaffen können. Vor allem aber habe man dabei gezielt nach guten Kandidaten gesucht und dies nicht mehr langwierigen Berufungsverhandlungen überlassen.

Ähnlich äußert sich Bernd Huber, Rektor der Universität München (LMU). Er spricht von einer „proaktiven Berufungspolitik“ und einem „gezielten Scouting“, nach Forschern in aller Welt, die zum Profil der Hochschule passen. Man müsse die alte „Mechanik“ außer Kraft setzen, nur nach der Besetzung für eine vorhandene Stelle zu suchen. Auch die LMU habe Forscher von hoch renommierten Hochschulen, aus London, Cambridge und Zürich etwa, zurückholen können. Andere Wissenschaftler habe sie von einem Wechsel an solche Orte abhalten können. Insgesamt handele es sich um knapp 20 Fällen in den vergangenen 18 Monaten, rund 20 aller erfolgreichen Rufe und Rufabwendungen. Die SZ befragte sechs akademische Remigranten, erfolgreiche Wissenschaftler, was für eine Rückkehr spricht und was nicht. *math/burt*



Nach einer Karriere im Ausland lehren und forschen sie nun in München: der Kardiologe Karl-Ludwig Laugwitz (links oben), die Romanistin Barbara Vinken (rechts oben), der Betriebswirtschaftler Tobias Kretschmer (links) und der Molekularbiologe Dierk Niessing.



### „Feudale Strukturen abbauen“

**Tobias Kretschmer** kommt als Professor für Kommunikationsökonomie von der London School of Economics (LSE) an die Universität München zurück: „Ich werde hier hoffentlich Super-Forschungsmöglichkeiten haben, auch wenn ich dreimal so viele Stunden lehren muss wie in London. Dieses Deputat macht deutsche Universitäten für Professoren aus dem Ausland nicht unbedingt attraktiv. Auf Dauer wird sich deswegen wie in angelsächsischen Ländern die Praxis so genannter Teaching Buyouts einbürgern müssen: Beantragen Sie dort Gelder für ein Forschungsprojekt, ist es üblich, darin auch Mittel für eine Kraft vorzusehen, die Ihnen einen Teil der Lehrverpflichtung abnimmt. Der Forschernachwuchs steckt in Deutschland in einer prekären Situation. Es ist oft schwierig, sich unabhängig von seinem Professor einen Namen zu machen. An der LSE dagegen kann man als Jungakademiker frei forschen, ist als vollwertiger Wissenschaftler anerkannt, es zählt einzig die Qualität der Publikationen. Es ist doch eine ähnliche Frage, wie sie sich große Fußballvereine stellen: Muss man tatsächlich die teuren Stars einkaufen oder kann man den Spitzennachwuchs nicht selbst ausbilden? Dazu allerdings müsste man in Deutschland die zum Teil feudalen Strukturen an den Lehrstühlen reorganisieren. Und was mein Fach, die Betriebswirtschaftslehre, angeht, könnte es aus meiner Außensicht auch mit der Internationalisierung noch besser werden. Der einheimische Publikationsmarkt ist einigermaßen groß, darum wird mitunter vernachlässigt, stetige Präsenz in den internationalen Fachzeitschriften zu zeigen.“

### „Forschung braucht flache Hierarchien“

**Dierk Niessing** leitet eine Nachwuchsgruppe am Genzentrum der Universität München: „Nach meiner Promotion am Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen habe ich als Postdoktorand an der Rockefeller University in New York und in einem Biotech-Start-up in San Diego gearbeitet. Warum ich nach Deutschland zurückgekommen bin, hat sicher mehrere Gründe. Am Standort München ballt sich sehr viel exzellente Forschung, und am Genzentrum sind überdurchschnittlich viele Arbeitsgruppen, die international gesehen ganz oben mitspielen. Meine Nachwuchsgruppe, die von der LMU und dem GSF-Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit getragen wird, ist für

deutsche Verhältnisse üppig ausgestattet. Und meine Stelle bietet mir eine langfristige Perspektive: Sollten die Ergebnisse positiv begutachtet werden, bekomme ich die Möglichkeit, dauerhaft am Campus zu forschen. Dieses so genannte Tenure-Track-System ist für Deutschland noch ungewöhnlich, in den USA dagegen durchaus üblich. Wichtig sind für mich auch die flachen Hierarchien am Genzentrum, denn es ist nun einmal nicht unerheblich, ob man als junger Kollege ernst genommen, ob der Input, den man leistet, als Bereicherung empfunden wird. Da scheiden sich an deutschen Universitäten noch oft die Geister, wenngleich ein derzeit ein Generationswechsel stattfindet.“

**Jochen Schein** ist Professor für Elektrotechnik an der Universität der Bundeswehr: „Ich habe in den USA zuletzt am Lawrence Livermore National Laboratory in der Plasmaforschung gearbeitet. Für mich war es keine prinzipielle Frage, ob ich in den USA bleibe oder zurückkomme; es hängt einfach von der angebotenen Stelle ab. Eine Professur in Deutschland hat entscheidende Vorteile, beispielsweise ist die Grundausstattung – hier an der Bundeswehr-Universität – sehr gut. Und was den viel beschworenen Brain Drain angeht: Offen gestanden sehe ich das Problem nicht. In der San Francisco Bay Area etwa, der High-Tech-Region in den USA, leben schätzungsweise 10 000 deutsche Forscher und Ingenieure. Von denen würden meines Erachtens

80 Prozent durchaus zurückkommen, nur offenbar gibt es in Deutschland nicht genügend gute Jobs oder die Angebote werden nicht ausreichend bekanntgemacht. Ist man einmal in den USA, wird es einem sehr leicht gemacht zu bleiben. Ständig sind Headhunter unterwegs, die einem Stellenangebote offerieren; von deutschen Firmen bin ich dort nie angesprochen worden. Nach meiner Erfahrung ist das Gefälle zwischen amerikanischen und deutschen Instituten bei den Arbeitsbedingungen längst nicht so ausgeprägt, wie deutsche Forschungspolitik es oft darstellen. Selbst an den Nationallaboratorien, an denen die Regierungsgelder vergleichsweise reichlich fließen, müssen sich die Leute nach der Decke strecken.“

### „Mehr Risikobereitschaft für frische Themen“

**Karl-Ludwig Laugwitz** ist Professor für Molekulare Kardiologie an der TU München und dem Deutschen Herzzentrum, zuvor forscherte er an der Harvard Medical School: „Neben privaten Gründen hat mich vor allem eines bewegen zurückzukommen: Ich wollte auch klinisch tätig sein. Das amerikanische System ist für Ausländer da sehr restriktiv. Ich hätte Teile meiner Ausbildung wiederholen müssen und so etwa vier Jahre verloren. In der Forschung war ich in Boston als Assistant Professor mein eigener Herr und hierarchischen Strukturen weit weniger ausgesetzt, als man es in Deutschland ist. Ich hatte ein eigenes Budget und eigene Mitarbeiter. Das fehlt bei den gängigen W2-Stellen für die jüngeren Professoren in Deutschland. Die Universitäten müssten den jungen Leuten – zusätzlich zu einem besseren Gehalt – Geld als Anschubfinanzierung geben, damit sie über einige Jahre eine kleine Arbeitsgruppe davon bezahlen können. Der Forschernachwuchs muss damit die Möglichkeit bekommen, neue, auch risikoreichere

Themenkomplexe zu bearbeiten, abseits der ausgetretenen wissenschaftlichen Pfade. Diese Risikobereitschaft ist in den USA viel ausgeprägter. Weiterhin bedarf es besserer Möglichkeiten, klinische Praxis und theoretische Forschung in der Medizin zu verbinden. In Deutschland ist für die meisten, gerade auch für den Nachwuchs, die Klinik ein Fulltime-Job und die Wissenschaft eher ein Feierabendvergnügen. In den USA dagegen sind junge Ärzte schon während ihrer Ausbildung längere Zeit freigestellt, um in der Forschung weiterzukommen. Wie attraktiv Deutschland in wissenschaftlicher Hinsicht sein kann, hängt von dem Gebiet ab, auf dem man arbeitet. Was die embryonale Stammzellforschung angeht, mein Spezialgebiet, ist die Harvard Medical School eine Art Mekka und sicher ein besseres Pflaster als eine Hochschule in Deutschland mit seiner restriktiven Gesetzgebung. Allerdings ist München innerhalb Deutschlands ein attraktiver Standort für die Grundlagenforschung.“ *Protokolle: math*

### „Die Lehrbelastung ist deutlich zu hoch“

**Barbara Vinken** lehrt Allgemeine Literaturwissenschaft und Romanistik, zuvor hatte sie eine Professur an der Universität Zürich und forschte unter anderem in Yale und der New York University.

**SZ:** Was hat Sie zurückgebracht?

**Vinken:** Ich muss vorausschicken: In der Schweiz hat man mehr Zeit für die Forschung und man verdient auch deutlich mehr. Trotzdem: Das Profil des Faches ist in München interessanter als in der Schweiz. Womöglich zieht dieses breite und interdisziplinär sensible Spektrum in München auch die in meinen Augen wacheren Studenten an. Außerdem gibt es hier einen lebendigen und aktiven Mittelbau. Der fehlt an Lehrstühlen in der Schweiz völlig, so materiell vorzüglich sie auch ausgestattet sind.

**SZ:** Können die deutschen Geisteswissenschaften im internationalen Vergleich mithalten?

**Vinken:** Was die Forschungsleistungen angeht: ja, absolut. Die Arbeitsbedingungen sind dagegen überhaupt nicht attraktiv, weil die Lehrbelastung grotesk hoch ist, von der Verwaltungsarbeit ganz zu schweigen. In den USA müssen Professoren zwei Veranstaltungen geben, in der Schweiz drei, in Deutschland sind es mittlerweile vier bis fünf. Nicht nur die Forschung kommt dabei viel zu kurz, sondern auch die Lehre kann nicht von der nötigen Qualität sein, weil sie unter solchen Bedingungen nur das Minimum liefern kann und das ohne Transparenz zu aktuellen Fachentwicklungen.

**SZ:** Wie ließen sich die deutschen Fakultäten attraktiver machen?

**Vinken:** Eine stärkere Profilierung von Inhalt und Methodenspektrum wäre von Vorteil. Dafür müsste man einen Hauch mehr Mut zur Veränderung haben und weniger Besitzstandswahrung treiben. Das gilt meines Erachtens auch für die Münchner Geisteswissenschaften. Die Situation in den Geisteswissenschaften überhaupt ist stark von der Vormachtstellung des Englischen bestimmt. Auch wenn man auf das Deutsche als Forschungssprache Wert legen und sich nicht als amerikanische Kolonie verhalten sollte, muss man doch gezielter auf Präsenz im Englischen achten. Sonst werden selbst die besten Arbeiten nicht mehr international wahrgenommen und ganze Fächer laufen Gefahr, aus dem internationalen Markt herauszufallen.

**SZ:** Ist diese Abkapselung im eigenen Sprachraum ein Problem der Geisteswissenschaften?

**Vinken:** Das fällt unter ein allgemeines Problem der deutschen Universitäten: Sie sind zu deutsch – und zu männlich. In den USA ist das Klima für Frauen eindeutig ermutigender, selbstverständlicher. Die deutsche Provinzialität ist keine Frage der mangelnden sprachlichen Fähigkeiten, sondern des einfühligen Beharrens auf einer für männlich gehaltenen Wissenskultur.

**SZ:** Sind die akademischen Migrationsbewegungen schwächer geworden?

**Vinken:** Mit dem Schlagwort vom Brain Drain ist das so eine Sache. Ich glaube, dass es in unseren Fächern in den achtziger, neunziger Jahren methodische Kämpfe gegeben hat, die Vertreter von Ansätzen abseits des Mainstream ins Ausland gedrängt haben. Aber es gab auch keine Stellen, und es war für sie die Frage, ob es gelingen würde zurückzukommen. Auch hat sich das intellektuelle Feld in den USA für Europäer verschoben. Die unglaublich produktive Stimmung, die einst vor allem von der Generation der jüdischen Immigranten aus dem nationalsozialistischen Deutschland ausgelöst und getragen wurde, hat sich abgeschwächt. Amerika hat sich in den 90er Jahren von Europa abgewandt und betreibt eine imperiale Politik, die europäische Geisteswissenschaften nicht so einfach mehr teilen und mittragen können.

Interview: Martin Thureau

### Foto-Studien



Eva Flatter, Fotodesign-Studentin (oben)

Eva Flatter: „Studenten der Theaterwissenschaft an der LMU proben in den Semesterferien mit Schauspielstudenten aus der Ukraine an ihrem gemeinsamen Projekt ‚Romeo und Julia‘. Dabei interessieren mich vor allem die Übergänge zwischen Realität und Fiktion. Wiedergeben möchte ich meine Eindrücke mit einem Zitat von Elfriede Jelinek: ‚Auf dem Theater kann jeder sich selbst begegnen und doch acht-

los an sich vorbeigehen, weil er sich dabei noch immer nicht fest genug getroffen hat. Ich glaube, das Theater ist der einzige Ort, an dem das möglich ist.“ *Fotos: Flatter*

**Junge Fotodesigner, die an der Fachhochschule München lernen, zeigen einen subjektiven Blick auf das Studieren in dieser Stadt.**